

Nr. 168. Bromberg, den 20. August 1927.

Meta Gragert.

Roman von Minna Falk.

(6. Fortsetzung.)

Lütten, der hinter der Frau des Hauses her gelaufen war und anfangs abwartend mitten im Zimmer die Pfoten untereinander abgelöst hatte — bald auf die Herrin sehend und dann wieder auf den Neuling hier unterm Dach — trat ohne Angebell den Rückzug an. Er öffnete sich selbst die nur angelehnte Tür und lehnte sie auch mit der rechten Vorderpfote wieder an, was ein allerliebstes Kunststück von ihm war. Zumal er das niemals auf Kommando tat, sondern immer nur, wenn es ihm selbst am Platze zu sein schien. —

Die nächsten Tage hatte Ewald Ingenfels es nicht ganz leicht mit Meta Gragert.

„Sie dürfen mir nicht böse sein, Herr Professor", bat Meta. „Es faßt einfach nicht. Wenn Sie sprechen, möchte ich mir eine Fliegenklappe nehmen und an der Wand entlanggehen. Als wenn die ganze Lernerei keinen Zweck hätte."

„Aber liebe Meta!" sagte der Professor. Das Ehepaar nannte Meta auf ihren Wunsch beim Vornamen.

„Ja", sagte Meta, „vielleicht wenn ich siebzehn Jahre hier gewesen bin und will mir die Summe besehen, stehen die Nullen vorneweg. Genau wie bei meinen Eltern zu Haus." —

Ingenfels wußte natürlich von Frau Gragerts Brief und seiner Wirkung auf Meta. Er nahm weitgehendste Rücksicht. „Ganz so schlimm wird es am Ende nicht sein", sagte er, „aber ich verstehe Sie. Und wir Schulmeister müssen es uns gefallen lassen, daß das Leben uns das Heft immer einmal aus der Hand nimmt und selbst eine Lektion hält."

„Die stimmt dann wenigstens," sagte Meta.

Das Lächeln, das über das Gesicht des ergrauten leidenden Mannes glitt, stand so hoch über Verstehen und Verzeihen und warf ein so erschütterndes Bild menschlicher Tragik, daß Meta das Buch, das sie vor sich hatte, zuklappte, aufstand und, bevor noch ersichtlich war, was sie vorhatte, einen Kuß auf die Hand ihres Lehrers preßte, der fast eher ein Biß war.

Dann drückte sie die Tür ins Schloß. —

Ewald und Charlotte ließen sie den ganzen Tag in Ruhe. —

Und Meta wußte selbst kaum, wie sie den Vormittag hingebracht hatte. Nachmittags saß sie an dem blumengeschmückten kleinen Tisch, der ihr als Schreibtisch diente, und schrieb einen langen Brief an ihre Mutter. Freilich auch nur in Gedanken, denn auf Tinte wollte er durchaus noch nicht fassen. Mit Tinte standen schließlich nur ein paar Worte auf dem Briefblatt. „Meine liebe Mutter. Meine liebe liebe Mutter. Meine Mutter. Mutter!"

Das war alles.

Nur die paar Worte abzuschicken, scheute Meta sich nicht. Ihre Mutter wußte ja nun, wer sie war. Und sie kannte Mutter nun auch schon einigermaßen. Sie würde schon das meiste herauslesen und auf jeden Fall, worauf es ankam.

Und doch ging Meta an dem ersten Briefkasten vorbei. Und an noch einem. Und an noch einem. Und dann war sie plötzlich an der Alster und wollte Mutters Brief noch ein paar Stunden bei sich behalten. Sie nahm sich ein Ruderboot und fuhr übers Wasser, an all der Pracht entlang, von der Mutter so wenig gesehen hatte in ihrem Leben. Mutter kannte nur Marsch und Geest, und Mutter war auch wie Marsch und Geest. Auf der Geest geboren, hatte sie in die Marsch geheiratet, und wenn man sich ihr Gesicht vorstellte, dachte man an Wolken und Wasser und Weiden und Moor. Und an einen Hausgarten mit einem schnurgeraden Mittelsteig dachte man, an dem zu beiden Seiten alle Blumensorten durcheinanderblühten.

„Mutter!" rief Meta laut und jauchzend aus. Und dann zog sie die Ruder ein und ließ sich still treiben.

Es war unter Sonnenbrand und kein anderes Boot in der Nähe, aber dem kernigen Mädchen von der Wasserkante tat die Glut nichts. Sie leckte sie braun und in Blüte und tauchte alles rings umher in bares Gold. Wie ein Wunder schimmerte aller Reichtum an Schönheit, und doch kam alles, alles nicht einmal mit mit dem Storchennest auf dem Scheunendach zu Haus. Mochten die Wasser springen und die Häuser zu Schlössern werden, wo war eine Hecke wie Jasper Thadens Zaun?! Wo gab es einen Nußbaum oder eine Rotbuche wie in Pastors Garten?! — — —

Meta hatte ein Heimweh und eine Sehnsucht, daß sie sich lang ins Boot warf und sich nicht darum kümmerte, wohin sie trieb. — — —

Aber nächsten Tages war sie eine Schülerin, wie es nicht viele geben mag. Purer Eifer, und hell und klar aus sich selbst. Als habe es nie Schwierigkeiten irgendwelcher Art gegeben und als sei nun alles für immer glatt und freie Bahn.

Auf Ewald Ingenfels' mattfarbener Hand standen zwar noch kleine rotschimmernde Stellen angedeutet, die zu der Schnittfläche von Metas Zähnen paßten, aber Meta Gragert hatte nichts damit zu schaffen. Die saß ehrbar und in sich gefestigt auf ihrem Platz und bereitete sich vor für das Studium der Medizin. — — —

*

Das weitgestreckte Bauernhaus, zu dem die roten Dachziegel nicht recht passen wollten — es war früher mit Stroh gedeckt gewesen — lag in dem grauen Regenwetter einigermaßen trübselig da. Es fisselte gleichmäßig wie Bindfäden darauf nieder, und der Bauer stand in der Tür und suchte das Ende abzusehen.

Martin Gragert stand nun wieder fest auf beiden Beinen und spie das Stück Kautabak, das erledigt war, in einem Bogen so weit über den Hofplatz, daß es beinahe Peter Quast getroffen hätte, den Briefträger, der eben durchs Tor geschritten kam.

Peter brachte den Brief von Meta, und Martin Gragert schmunzelte, als er auf den Poststempel und auf die Schrift sah. Nun war ja ein Brief aus Hamburg da, was wollte Mutter denn noch!

Aber Johanna Gragert schämte sich in Grund und Boden, als ihr Mann breitbeinig und zuwartend vor ihr stehenblieb und sie das Briefblatt mit den paar Worten aus dem Umschlag zog. „Ich les' dir nachher vor, was die Deern geschrieben hat", sagte sie. „Wenn wir gegessen haben." Sie wußte sich nicht anders zu helfen, denn dies war doch die Antwort auf einen Brief, von dessen Inhalt ihr Mann so gut wie gar nichts wußte. Nur daß sie geschrieben hatte, wußte Martin. Einen Brief, wie man sie schreibt und die sich alle gleich sehen. Zum Beispiel, daß die Sau geworfen

hatte und wieviel Ferkel es waren. Und daß Wilhelm Kienast die neue Tränke im Kuhstall nun auch fertig hatte. Ach du lieber Gott, wenn Martin den Brief hätte lesen können, der da vor ein paar Tagen aus Hamburg zu gereist war! — — —

„Nanu", sagte der Bauer, „was ist da lange vorzulesen! Das sind ja man drei Reihen, wenn ich den Salat richtig besehen hab. Ich mag die lateinische Schrift, die sie sich angewöhnt hat, zwar nicht leiden, aber gib nur her, die paar Buchstaben krieg' ich wohl auch noch heraus. 'Mal sehen, wat dat lütje Frugenmensch schrifft." —

Aber das konnte doch wohl nicht stimmen, was da stand! Immer bloß Mutter und Mutter und noch mal Mutter und sonst überhaupt nichts.

Martin Gragert setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf auf und sah seine Frau verständnislos an.

Aber seine Verständnislosigkeit wurde noch größer. Seine Frau nahm sich ohne ein Wort ihre baumwollene Schürze über die Hände, legte ihren Kopf hinein und hatte ein Gehaben, als müßte sie sich vor ihrem eigenen Mann verkriechen. „Ick bin wull hoben in'n Kopp ni mehr richti oder wat is dat mit jümm Frugenslüt?!" sagte er und wollte verärgert die Stube verlassen.

Aber da legte seine Frau ihm beide Arme um den Hals, was vielleicht in ihrer ganzen Ehezeit unter hellem Tag noch nicht vorgekommen war, und schluchzte so bitterlich, daß er sie gutmütig streichelte und tröstete und kein Wort mehr fragte. —

Dann ging Martin in den Stall. Timm sollte noch mit Korn nach der Mühle, und es gab sonst noch allerlei Wege für ihn in der Stadt, und er wollte sich noch mal mit dem Alten besprechen.

Der Knecht hatte schon vorgeschirrt und stapfte mit seinen Schmierstiefeln um das Gespann, daß das Wasser in den Pfützen aufspritzte. „Iss banni natt de Regen vundog", sagte Timm. Timm unterschied zwischen nassem und trockenem Regen. Kam er als Segenspender über Land und Ackerfrucht zwischen Sonne und warmer Luft, dann sagte Timm, es sei schöner, trockener, fruchtbarer Regen — wenn es auch in Strömen goß — aber hing er wie graue feuchte Schleier unterm Himmel und faßte wie ein Frosch auf die Haut, dann sagte Timm, der Regen sei naß. Natt, dull natt oder banni natt.

Heute war der Regen also banni natt, und es mußte ein Plan über den Wagen. Trotzdem eigentlich kein einziger richtiger Tropfen vom Himmel kam.

Und er war auch noch gar keine sehr weite Wegstrecke gefahren, der gute Timm Griese, da sah es beinahe so aus, als wollte der Regen trockener werden. Es glitzerte wahrhaftig ein Sonnenstrahl um ihn herum und zwischen ihm hindurch und legte sich aufs Spielen mit ihm.

Der Alte schnupperte in die Luft und sah noch mal zurück, aber der Bauer stand nicht mehr am Tor.

Martin Gragert wurde es auch gar nicht gewahr, daß es heller werden wollte. Erst war er rund um die Scheune herumgegangen, und dann ging er in die Scheune hinein, obwohl er eigentlich nicht wußte, was es da im Augenblick für ihn zu suchen gab.

Die Tenne war sauber. Blank machte sein Knecht es, das mußte man ihm lassen, trotzdem er nicht mehr der Jüngste war. Kaum einer der erheblich jüngeren Tagelöhner kam in der Arbeit mit ihm, auch sonst. Timm meinte, ihm hätte kein Weibsmensch Mark aus den Knochen gezogen und er würde einmal mit hundert Jahren noch leisten, was andere mit fünfzig kaum mehr schafften.

Ein arger Weiberfeind war er, der Timm Griese, und seine Kammer und sein Bett hielt er sich selbst in Ordnung. Wehe, wenn in seinem Reich Röcke hätten herumfegen wollen! Grund machten die Weiber doch nicht. Nie und nirgends. Das hatte eine ganz andere Art, wenn man selbst Besen und Schrubber zur Hand nahm, dann machte man das bißchen Kleinkram nebenbei mit ab und verlor weiter kein Wort darüber. Die Frauensleute zählten ja immer erst alles an den Fingern her, derweilen hatten zwei Hosenbeine den gesamten Zimt geschafft, und die kleinen Gitterfenster in Stall und Scheune kamen auch zu ihrem Recht, statt daß sie über und über voll Spinnen saßen und kein Christenmensch mehr durchgucken konnte. —

Timm hatte auch heute die Fenster in der Scheune in aller Frühe schon geputzt, und es sah beinahe aus, als ob die Sonnenstrahlen, die langsam die Oberhand gewonnen hatten, aus Neugier hinter Martin Gragert hergelaufen wären. Sie glitten ihm durch das spiegelnde Scheunenfenster nach bis nätten auf seinen Kopf.

Aber Martin merkte es gar nicht. Im Gegenteil, er faßte mit den Händen danach, als wenn ihm etwas im Wege sei und als hätter er viel lieber im Dunkeln oder doch in Grau und Trübseligkeit an der Häckselmaschine gestanden.

An der Häckselmaschine stand der Bauer nämlich, und nicht einmal die Krone des Apfelbaums sah er, die sich hinter dem Scheunenfenster breit machte und die eine Blütenpracht trug, daß sie eine Landschaft ganz für sich allein war. Man konnte einen Ausflug nach diesem Apfelbaum machen und sich sagen, daß es so etwas von Obstbaum doch eigentlich gar nicht gab an Breite und Fülle und Stämmigkeit. So ein Apfelbaum mochte früher im Paradies gestanden haben, und nun stand hier so einer hinter Martin Gragerts Scheune.

Martin selbst war aber von nichts weiter entfernt als vom Paradies. Wenigstens was seine Gedanken anging. „Vier Kinder" sagte er sich. „Knoten um Knoten und was ist der Rest? Man gehört gar nicht mit dazu."

„Mutter, Mutter und nochmal Mutter," sagte Martin vor sich hin und wußte selbst nicht, wo er abblieb mit seiner Sinnerei, so weit glitt sie über den üblichen Grenzstrich mit ihm davon. Seine Hand lag auf der Häckselmaschine, auf dem toten Holz und fühlte herum und tastete, als wollte er sich besinnen und suchen, bei welchem Meilenstein er nun wohl eigentlich sei.

In seinen Augen sickerte ein bißchen Wasser zusammen. Nur soviel, daß ein einzelner Tropfen davon überlief und noch unterm Auge stehen blieb, bevor er langsam über die Backe rann. Und mit diesem einen Tropfen war es, wie es mit einer Kleinigkeit Wasser sein kann, das man bei Gebirgswanderungen plötzlich aus einem Felsen über ein bißchen Moos rinnen sieht und das das weheste Gefühl in einer Menschenbrust wachrufen kann, das es überhaupt gibt. Als ob man Tropfen um Tropfen alles verrinnen sieht und Wasseruhr, Sanduhr und Bluturhr rechtmäßige Geschwister seien. —

Johanna saß hinter der Gardine in der Schlafstube. Sie hatte ihren Mann in die Scheune hineingehen sehen und saß nun und paßte auf, wann er wieder herauskommen würde. Metas Brief lag ihr auf dem Schoß, und ihre verarbeiteten Frauenhände lagen darüber.

Naß war der Brief nicht und naß war auch die Schürze nicht. Tränen hatten sich überhaupt nicht lösen wollen, es war nur ein heißes trockenes Schluchzen gewesen. Nun war ihr Kind zu ihr gekommen, ihr jüngstes, liebstes störrisches Kind, aber ihr Mann war von ihr gegangen. Nicht im Bösen, beileibe nicht, und vielleicht hatte er es morgen schon wieder vergessen, aber die kleinen Reste, die liegen bleiben! Die bitterbösen kleinen Reste, die anwachsen und ins Kraut schießen und die Saat verderben!

Hatte es in diesem Hause jemals Unfrieden gegeben? Offenen Streit, der bis in die Gesindestube dringt und den Kindern vor Vater und Mutter die Achtung nimmt? Niemals! Sie hatten immer am gleichen Strang gezogen, hatten sommers die Arbeit geteilt und winters die Ofenecke. Auch hatte einer sich beim andern Rats geholt, wo es nottat, und was geschehen war von Belang, da hatte jeder sein Ja und sein Nein dazu gegeben. Da waren unzählige Gespanne, die waren bei weitem nicht so gut, trotzdem sie auch leidliche Fahrt hielten, und dennoch? — — —

Johanna faßte den Brief, drehte ihn um und traute sich nicht weiter zu denken, um in keine offene Kluft zu geraten. Martin war gut zu ihr gewesen all die Jahre hindurch, hatte die Wirtschaft in Blüte gehalten und immer noch zu größeren Erträgnissen gebracht, was wollte sie mehr? War es nicht Narrheit, mitten in der Woche einen Sonntag haben zu wollen oder mit dem Verlangen umherzugehen, einem Menschen das Ohr aufs Herz zu legen, bloß um sich die Sekunden ins Blut ticken zu lassen?

Ja, Narrheiten waren es. Immer schon hatte sie es mit Narrheiten zu tun gehabt, sie hatte nur im ersten Sturm darüber hingelebt. Es mußte ihr im Blut liegen, und der armen Meta hatte sie es übermacht, die mochte noch ihre Plage kriegen, bei der hatte es früh angefangen. Ihr, Johanna war es ja auch vererbt. Mütterlicherseits war da eine unter ihren Vorfahren, das sollte eine ganz verrückte Person gewesen sein. Bei Nacht und Nebel war sie als auswärts verheiratete Frau in ihrem Heimatsdorf angekommen, war auf den Kirchhof gegangen, hatte sich zwischen die Gräber ihrer Eltern gelegt und war da am nächsten Morgen tot aufgefunden worden. Vergiftet. In der Familie von Mutters ältestem Bruder sollte der Brief noch existieren, den sie in der Tasche gehabt hatte. Sie wollte das Kind, das sie unterm Herzen trage, vorm Leben bewahren, hatte sie geschrieben. Manches sei ja ganz schön und gut, und wer bloß seine Lust vom Leben und von der Ehe haben wollte, käme schon auf seine Rechnung, aber die paar andern, die sich in den Sinn verkriechen möchten, die lungerten und hungerten sich langsam zu Tode. — — —

Wer konnte denn wissen, wie das Blut dieser Ahnin verteilt war! — — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmied.

Skizze von Kory Towska.

Der Friede war geschlossen. Die Kanonen schwiegen. „Was nun?“ klang es verdrossen in der Seele des jungen Mannes, der, dem Häusermeer entfliehend, durch die Straßen der Vorstadt schritt. Immer einsamer wurde der Weg, und blühende Fluren schoben sich zwischen die Häuser. Kalt schritt Heinz Heger an ihnen vorüber. Als Leutnant an der Front hatte er sich an die Heldenrolle gewöhnt, jetzt sollte er zurück zu den alten hölzernen Bänken der Universität. Die tatbewegte Seele noch geschwellt von der grausigen Poesie des täglichen Würfelspiels um Tod und Leben, sollte er untertauchen in die Prosa trockenster Wissenschaft.

Die Sonne sank eben hinter die Berge. Da fiel starker Feuerschein auf seinen Weg und Hämmerpochen klang in seine Ohren: er stand vor einer Schmiede. Die rußigen Gestalten im flackernden Flammenschein, der schnaubende Blasebalg, die sprühenden Funken erschienen ihm wie Bilder aus alten Mythen — Obdach und Freistatt, um seine tatendurstige Seele aus der flachen Alltäglichkeit zu retten. Schnell entschlossen trat er ein und fragte, ob er das Handwerk lernen könne. Der Meister maß den jungen Mann mit ungläubigen Augen, hatte jedoch schließlich nichts dawider, als dieser ernsthaft auf der Frage bestand und keine Vergütung für die Lehre verlangte.

Heinz lernte die Schmiedekunst von Grund auf, und die Anstrengungen des Leibes halfen ihm seinen Feuergeist bändigen. So wäre alles gut gegangen, wenn nicht sein Herz die kaum errungene Seelenruhe wieder zerstört hätte.

Es war Christine, des Meisters junges Weib, das ihn um den Schlummer seiner Nächte brachte und den Frieden seiner Tage in Sturm und Drängnis wandelte. Die junge blonde Frau ahnte zunächst nichts von der irren Sehnsucht, die sie in dem neuen Gesellen entfachte. Aber eines Abends geschah es, daß die verborgene Glut ans Licht kam.

Heinz saß, während die anderen Arbeiter des Tages Mühen im Tabaksqualm der Schenke ersäuften, auf der Bank vor dem Hause und rang um den Entschluß zu fliehen. Hundertmal hatte er es versucht, aber nie die Kraft dazu gefunden. Da trat Christine aus der Türe. Sie hatte ihren Kleinen zu Bett gebracht und ihren Mann in der Stube bei der Zeitung gelassen, um die Abendkühle zu genießen. Heinz, der ihren leisen Schritt nicht vernommen, entlud gerade sein gepreßtes Herz in einem schweren Seufzer. Anfangs war es wohl nur weibliche Neugier, die die stille und sonst so zurückhaltende Frau dazu bewog, dem Schicksal des jungen Menschen nachzufragen, dessen feinere Art mitten unter dem lauten Wesen der anderen Burschen ihr nicht entgangen war. Allmählich jedoch, wie sie so zweisam saßen, während der Mond groß und rund über die Berge stieg und das Land umher in weiße Traumschleier hüllte, war es, als lege sich ein Schleier auch um sie beide, der sie abschloß von der Welt und einschloß in gemeinsames Geheimnis. Denn den Frauen ist ja ein sechster Sinn eigentümlich, der sie auch aus dunkelsten Redewendungen erraten läßt, wo Liebe für sie im Spiele ist.

Von dieser Stunde an ging eine langsame aber stetige Veränderung mit der kleinen blonden Frau vor. Sie, die von ihrem braven Manne geliebt wurde und noch für keinen anderen empfunden hatte als für den Vater ihres Sohnes, fand plötzlich Gefallen daran, sich von den Augen eines Fremden verfolgt zu wissen — kurz, den ganzen Liebesspuk zu entfesseln, von dem sie bisher nur in Romanen gelesen hatte. Ehe sie selbst es noch ahnte, schlug die gefährliche Freundschaft für den interessanten Jungen, in die sie sich hineingeredet hatte, in eine Leidenschaft um, die nun auch ihr die schlaflosen Nächte, die schmachtenden Augen und das gepreßte Herz schuf.

Heinz spürte das alles. Er sah den Brand ihres Herzens aus ihren Augen lodern und fühlte den Tag nahe, da Verheerung über dieses Haus hereinbrechen mußte. Er litt mehr als je, denn er wußte, daß es für ihn nur eines Griffes bedurfte, um zu besitzen, was seiner Sehnsucht den Himmel bedeutete, aber er wußte auch, daß er nicht geschaffen war zum ehrlosen Diebe an einem gütigen, tüchtigen Manne, einem unschuldigen Kinde. Da riß er sich zusammen, packte den Hammer seines Willens mit beiden Fäusten und schlug der Schlange Versuchung den Kopf ab, indem er sein Ränzel schnürte und auf die Wanderschaft ging.

Er wanderte durch Deutschlands blühende, von Rosseshuf nicht mehr bedrohte Fluren zu der Stadt mit der finsteren Universität und setzte sich ruhig wieder auf die alte hölzerne Bank, von der die Trommel ihn zu den Fahnen gerufen. Seiner Schmiedszeit gedachte er als eines Umweges, der kein Abweg gewesen war. Hatte sie ihn doch gelehrt, seinen Charakter zu schmieden.

Aus der Sperlingschronik.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Die „Chronik der Sperlingsgasse“ hat Wilhelm Raabe geschrieben; hier aber handelt es sich um die Spatzen selbst.

Sperlinge gibt es überall. So meint man. Doch zu unrecht. Es gibt selbst in deutschen Landen, um nur von diesen zu reden, eine ganze Anzahl Landstriche, wo es keine Spatzen gibt. Im Hessischen sind sie in den Ortschaften Kehrenbach im Söhrewalde und Wildeck im Richelsdörfer Schiefergebirge und dann, nach Thüringen zu, im Schmalkaldischen unbekannt, ebenso in Oberpfannenstiel im hohen Erzgebirge und endlich in Sorah in der Oberlausitz. In den erstgenannten vier Orten erklärt man sich ihr Fehlen unschwer damit, daß in den dortigen Gegenden keine Kornfrucht gedeiht, deren Nutznießer das Spatzenvolk vorzugsweise ist, in letzterem aber, wo es sich schwerer begreifen läßt, durch eine Sage: die dortigen Wenden bewiesen einmal vor Zeiten einer schweifenden Zigeunerhorde viel Gutes, die sich dafür erkenntlich zeigte, indem sie die Spatzen durch ihre Zauberkünste auf ewig aus dem dortigen Bezirk verbannte.

Sonst aber gibt es Spatzen überall, und überall massenhaft! Wenn auch glücklicherweise nicht in solcher Menge, wie in der alten Münchener Zeitung „Mercurii Relation“ vom 17. März 1691 zu lesen ist. Dort findet sich folgender seltsame Bericht über eine mörderliche „Spatzenschlacht“:

„Es ist sonderlich remarquabel, daß vor etlichen Tagen vor dem rothen Tore zu Philippsburg etlich tausend Vögel sich sehen lassen, auf zwey Partheyen, welche ordentlich auff einander getroffen, als wann zwey Armeen gegen einander stritten, seynd auch starck auff einander loßgegangen, daß bey 4000 auff dem Platz todt geblieben. . . . Die Partheyen haben außgesehen wie die Feld- oder Rohr-Spatzen, die andern aber wie sonst die gemeine Spatzen, doch seynd die ersten bey drittihalb tausend todt gefunden worden.“

„Gemeine Spatzen“ und „Freche Spatzen“ werden sie, wo sie vorkommen, insgemein genannt. Sie gelten als die „Gassenbuben“ unter den Vögeln. Das „Gemeine“ ist wenig beliebt, und vielfach treiben sie es arg. Manchmal zu „bunt“, und so ist schon anderthalb Jahrhunderte vorher von einer ersten Spatzen-Razzia die Rede.

Damals waren eine größere Menge Sperlinge durch zerbrochene Fensterscheiben in die Dresdener Kreuzkirche eingedrungen, die der Superintendent Daniel Greser „wegen ihres unaufhörlichen verdrießlichen Geschreys und ärgerlichen Unkeuschheit während der Predigt in den Bann tat und jedermann preisgab“. Als sich aber das ohnedies „vogelfreie“ Gesindel dadurch nicht abschrecken ließ, nahm sich schließlich Kurfürst August der Sache an und forderte in einem längeren Handschreiben vom 18. Februar 1559 seinen getreuen Sekretär Thomas Nebel zur Unterstützung auf. Der war wohl der dafür geeignete Mann, denn der Kurfürst begründete sein Anliegen damit:

„sintemal du dem kleinen gefögel vor andern durch manicherley visirl und listige Wege und Griffe nachzustellen, auch deine Nahrung unter andern damit zu suchen undt dasselbe zu fahen pflegest“.

Deshalb solle er dafür sorgen,

„daß die Sperlinge eher, dann wenn sie Jungen undt sich durch ihre tegliche undt unaufhörliche unkeuschheit unzehlig vermehren, ohne sonderliche Kosten aus der Kirchen zum hl. Creutz gebracht undt solche ergerliche Voglerei undt hinderliche Getzschirpe und Geschrey im Hauße Gottes verkümmert werden möge“.

Das ist das erstemal, daß wir von einer Spatzenverfolgung hören, nicht das letzte, doch stellte man solche sonst aus andern, näherliegenden Gründen an. Am 25. November 1761 erließen die damals in Göttingen und Mühlhausen liegenden Franzosen zur Abwehr der vorhandenen Sperlings- und Mäuseplage einen allgemeinen Befehl: jedes Haus, es sei so klein, wie es wolle, hätte zwei Katzen zu liefern oder für jede fehlende Katze 3 rh. Taler zu hinterlegen. Fragt sich nur: wo bekam man plötzlich soviele Katzen her?

Gründlicher ging man dem Spatzenvolke im Emslande zu Leibe. Dort kam am 7. November 1814 ein Erlaß heraus:

„Zwischen Weser und Rhein hat jeder Bewohner eines Hauses, zu dem ein ganzer „Herd“ Landes gehört, jährlich 24 Sperlinge, bei einem halben Herd 16, und jeder Arbeiter oder Häusling seiner Wohnung wegen 6 zu liefern, jedoch mit Ausnahme von Emden, dessen Bewohner nicht so großes Interesse dabei haben, weil diese Stadt sehr eng gebaut ist und sich dort keine so großen Mengen Vögel wie in den übrigen Städten und Flecken befinden. Deshalb kommen in Emden auf jedes Haus nur 3 Stück. Der die Sperlinge in Empfang nehmende Gemeindebote muß ihnen die Köpfe

abreißen und diese dem Landbaukommissar zuschicken. Für jeden fehlenden Sperling ist 4½ Stüber Strafe zu zahlen, wer aber mehr liefert, bekommt dafür entsprechend viel heraus."

Das gilt für Ostfriesland heute noch. Noch im Jahre 1905 wurde durch das Emdener Schöffengericht einer, der seine Sperlinge nicht beibrachte, „wegen Übertretung" zu 6 Mark Geldstrafe oder entsprechender Haft verurteilt. Manchmal entstand dadurch in spatzenarmen Jahren eine wahre Spatzenhausse; einmal wurden im Rheiderlande (an der Unterems), als man nicht genug Sperlinge aufbringen konnte, bis zu 20 Pfennige für das Stück gezahlt, nur, um dieser obrigkeitlichen Anordnung Genüge zu leisten.

In frischerer Erinnerung ist, daß während des Weltkrieges viele Landes- und Stadtobrigkeiten im Interesse der sparsam zu behandelnden Kornfrucht ebensolche Verordnungen trafen. Die alten Spatzen sollten in Netzen eingefangen oder abgeschossen, die Sperlingsbruten zerstört werden. Im allgemeinen wurden für jeden erlegten Spatzen 5 Pfennig als Belohnung ausgesetzt. Zur Ablieferung sollten aber nur die Köpfe und die „Ständer" gelangen, die „leckeren Bissen" durften die Spatzenjäger für sich behalten. In Hameln aber konnten sich Liebhaber einen Spatzenbraten für 8 Pfennige von einer hohen Stadtobrigkeit kaufen!

Das Wort „Ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache" bekam damit wieder seinen alten Sinn. Schon Luther sagt zwar in seiner Bibelübersetzung: „Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig?", aber ein andermal auch: „Gott der Herr läßt nicht einen Sperling vom Dache fallen". Und wir alle: möchten wir wirklich diesen „Gassenbuben" missen? Wenn sonst in Sommer und Winter draußen alles tot ist; wo Sperlinge sind, herrscht Leben. Und jeder, der ihn sich im Frühlingskleide, seinem Hochzeitsschmuck, mit den rechten Augen ansieht, findet ihn — so schön, wie nur eben ein Sperling sein kann. Und wenn man in der Zeitung liest, daß — an einem Bahnübergange bei Wurzen — 63 Spatzen tot aufgefunden wurden, die, als sie von einem Schnellzug erschreckt, aufflogen, vom Sturmwind diesem entgegengeworfen wurden, wird gar mancher von Mitgefühl ergriffen. Und dankbar gedenken wir der Wiener Polizisten, die im Januar 1922 hundert vom Regen durchnäßte, vor Kälte halb erstarrte Spatzen vor ihrer Wache auflasen und über Nacht in „Schutzhaft" nahmen.

Japanischer Humor.

Von Dr. Karl Brennert.

Man kennt in Europa das etwas leere, stereotype Lächeln des Japaners, das ständig um seine schmalen Mundwinkel spielt, und hört manchmal die Frage äußern, ob er überhaupt jene Gemütsverfassung besitzt, die wir als Humor bezeichnen. Ein ausländischer Schriftsteller, der mehrere Jahre in Japan lebte, hatte es nun vor einiger Zeit unternommen, der Lösung dieser Frage nachzuspüren und war dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß die Japaner in der Tat über einen eigenartigen, den Europäern meist unbekannten Humor verfügen, der jedoch mehr und mehr mit der fortschreitenden Zivilisierung ihres Landes in Vergessenheit gerät. Seltsamerweise macht sich dort zurzeit trotz der Abneigung gegen alles Amerikanische der Yankee-Humor besonders breit und gelangt vor allem in der japanischen Tagespresse deutlich zum Ausdruck. Bei diesen amerikanisierten Witzen handelt es sich fast ausschließlich um Geld und Verdienst. Zwei Beispiele: Ein Raubmörder bricht bei einem Pfandleiher ein und hält dem Erschreckten einen Revolver unter die Nase. Als der Pfandleiher einen Blick auf die Waffe geworfen hat, sieht er seinen Peiniger ruhig, fast geringschätzig ins rohe Antlitz und meint: „Ach, ist das ein altes Ding! Kaum 50 Jen unter Brüdern wert." Dann läßt er sich, froh, sein geschäftliches Gutachten abgegeben zu haben, über den Haufen schießen. — Noch typischer ist dieses: Ein Bettlerpaar steht im Begriff, sein kümmerliches Nachtlager unter einem Brückenpfeiler aufzuschlagen. Über beiden baumeln die Beine eines Geschäftsmannes, der umständlich seine Tageseinnahme überzählt. Die Frau des Bettlers flüstert: „Es muß doch ein verteufelt unangenehmes Gefühl sein, soviel Geld bei der Schlechtigkeit der heutigen Welt mit sich herumzutragen. Na, das ist ja nicht unsere Sorge. Wir haben es nicht nötig, um unsere Habseligkeiten zu bangen, weil wir keine besitzen, und brauchen uns nicht mit Leuten abzuplagen, die einem Geld schulden und nichts zurück bezahlen." Daraufhin richtet sich der Bettler auf, schlägt sich an die Brust und fragt seine Leidensgefährtin stolz: „Und wem verdankst du alle diese Vorzüge?" — Die reinste, nämlich die Schadenfreude treibt ebenfalls seltsame Blüten im Reiche des Mikado. Man kann z. B. als Europäer von einer befreundeten japanischen Familie zu Tische gebeten werden und wird, falls man die Gepflogenheiten des Landes noch nicht kennt, baß erstaunt sein, wenn man merkt, daß harmloser Schabernack der Gastgeber die Fleischportion des Geladenen an seinem Teller festgeleimt hat oder daß in der Suppe des Gastes ein munterer Goldfisch schwimmt und was dergleichen japanischer Familienspäße noch mehr sind. Die gesellschaftlichen Gaben des Gastes werden nicht selten nach der Art und Weise beurteilt, mit der er diesen Neckereien begegnet. — Selbst hochgestellte japanische Beamte sind hin und wieder in der Öffentlichkeit zu kleinen Scherzen aufgelegt. Einer von ihnen verstand es eines schönen Tages in einer Elektrischen, die durch die belebtesten Viertel von Tokio fuhr, sich bei den Fahrgästen in den Verdacht eines Taschendiebes zu setzen. An einer Haltestelle hetzt man einen Polizisten auf den vermeintlichen Bruder Langfinger. Der aber zieht lächelnd seine Brieftasche und weist sich als Polizeipräfekt von Tokio aus. Sein Untergebener, der Polizist, erstarrt in Ehrfurcht, und die Insassen des Straßenbahnwagens lächeln ein wenig spitzbübisch und schadenfroh, wie nur Japaner zu lächeln verstehen. In Europa würde man sicherlich weniger Verständnis für derartige Beamtenscherze aufbringen. Es wäre doch unmöglich, sich etwa den Polizeipräsidenten von Warschau oder Berlin in einer ähnlichen Lage vorzustellen wie seinen japanischen Kollegen . . . Solche Mätzchen sind vielleicht unter Asiaten angebracht, aber nicht unter ernsthaften Europäern.

Bunte Chronik



*** Schutz den Schwalben!** Die Schwalbe ist in Ungarn zu einem fast unbekannten Vogel geworden und zwar, weil — wie man wohl mit Recht annimmt — die zierlichen Tierchen auf ihrem Fluge über Süd-Italien von den dortigen Bauern in Massen gefangen werden. Man hat von ungarischer Seite bereits bei Mussolini Vorstellungen erhoben, damit dieser gegen die Massentötung der nützlichen Vögel einschreite. Italien gehört leider noch nicht zu den Staaten, welche bereits am 19. März 1902 eine Konvention unterzeichneten, durch die sie sich verpflichteten, die Schwalben und andere Zugvögel, die gleichfalls in der Natur eine nützliche Rolle spielen, vor Nachstellungen zu schützen. Der Vogelmord ist in Italien heute noch erlaubt, was um so bedauerlicher ist, als die große Mehrzahl der Zugvögel, die von Europa nach dem heißen Süden ziehen, ihren Weg über Italien zu nehmen pflegt. Es wäre wünschenswert, daß die Unterzeichner der genannten Konvention gemeinschaftlich auf Italien einen Druck ausübten, damit auch dieses Land dem Abkommen beitritt; wenn Italien die so nützlichen Vögel in Massen abschlachtet, so schädigt es ja nicht nur sich selbst, sondern in gleichem Maße alle seine Nachbarn. — Vor noch nicht langer Zeit galt übrigens die Schwalbe überall als ein heiliger Vogel; man glaubte, daß sie dort, wo sie nistete, Glück bringe. Dies tut sie auch in der Tat, denn oft entspringt das Glück aus dem Wohlstand, und die Schwalbe trägt dazu bei, diesen zu vermehren, indem sie die Ernten vor vielen verderblichen Schädlingen bewahrt. In unserer realistischen Zeit ist dieser Volksglaube leider in Vergessenheit geraten. Es bleibt also nichts weiter übrig, als durch gesetzliche Maßnahmen die so nützlichen Vögel vor dem Untergang zu bewahren.

•

*** Das Ei als Testament.** Als der englische Kohlenbunker „Glasgow" am 17. Oktober 1925 unterging, nahm einer der Matrosen ein rohes Ei, stach auf beiden Seiten mit einer Nadel ein Loch hinein, trank es aus und schrieb mit Tintenstift auf die Schale: „Alles was ich besitze, vermache ich May, 17. Oktober 1925. Johnes Walker." Die gesamte Besatzung ertrank, das Ei aber wurde ein Jahr später aufgefischt. Der Matrose Walker, der seit zwanzig Jahren zur See fuhr, war ein sparsamer Man gewesen und hinterließ ein für seine Verhältnisse recht beträchtliches Vermögen von einigen hundert Pfund. May aber, welche alles erben sollte, war ein Mädchen, mit dem er sich kurz vor seiner letzten Fahrt verlobt hatte. Die Verwandten fochten das Ei als Testament an, und die englischen Gerichte sind sich bisher noch nicht einig geworden, ob diese seltsame letztwillige Verfügung anerkannt werden kann oder nicht. Nach deutschem Recht wäre das Ei als rechtsgültiges Testament anzusehen. Eine notarielle Beglaubigung ist nicht nötig.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.